

Angekommen wie noch nie



Ein Leben in Ortswechseln, eine spannende Zeit in Berlin und jetzt das: die Barnimer Pampa, wo man mit „in die Stadt fahren“ Angermünde meint. Unsere Autorin war mal **Inlands-Nomadin mit Zuhause-Sehnsucht**, jetzt hat die Suche ein Ende

Mein Umzug in den Barnim an den Rand eines Nationalparks war der siebzehnte. Was für andere beängstigend wirkt, fühlt sich für mich ziemlich normal an. Obwohl normal nicht zwingend weniger beängstigend heißt. Mein Vater wechselte ziemlich

TEXT:

NADINE BINIAS

oft den Job und damit wechselte die ganze Familie eben auch häufig den Ort. Manche Umzüge führten vom äußers-

ten Nordwesten in den tiefen Süden, andere nur drei Straße weiter in ein anderes Haus. Mein erster eigener Umzug war der nach Berlin. Das war mehr eine Flucht als ein Ortswechsel, mehr eine Sehnsucht nach Anonymität als der Wunsch nach neuen Freunden. Es war ein Neubeginn inmitten von Millionen Menschen, ein Ort, an dem ich mich neu erfinden durfte. Obwohl ich nicht zu der Generation Nullerjahre gehöre, die, frisch in Berlin angekommen, in besetzten Häusern zu Techno tanzten, habe ich trotzdem noch etwas mitbekommen von günstigen Mieten und offenen Räumen, in denen man seine eigenen Ideen manifestieren konnte. Einfach mal eine Agentur gründen, einen Laden eröffnen oder Guerilla-Aktionen umsetzen. Die Zeit war großartig. Und dann war sie vorbei. Eines Tages war der Reiz der großen Stadt einfach weg. Berlin hat mir neue Perspektiven eröffnet und erklärt, wie es sich anfühlt, wenn alles möglich ist. Aber Berlin hat mich auch versteckt. Etwas in mir wollte raus aus der Anonymität und rein in die Sichtbarkeit.

Entspannt aufs Land?

Das neue Leben begann mit einem alten, englischen Auto und einer Reise in den Barnim. Nicht dass ich gewusst hätte, wie der Landkreis heißt, in den wir fuhren. Oder auch nur, wann wir die Berliner Stadtgrenze verließen, um Brandenburger Boden zu berühren. Ich erinnere mich aber sehr genau an unser liebstes Lied, das wir mit Berliner Coolness und

Ironie auf jeder folgenden Fahrt ins Grüne hörten. Es war natürlich Rainald Grebes „Brandenburg“. Hippe Städterinnen auf dem Weg in die Brandenburger Einöde, um mit rotem Lippenstift und tollen Ideen mal ein bisschen Leben in die Bude zu bringen. So mag es gewirkt haben. Aber innerlich sah es anders aus. Innerlich waren wir stadt- und leistungsmüde und dankbar für einen Landstrich, der uns unaufgeregt und tiefenentspannt einfach in sich aufnahm. Die ersten Fahrten in Richtung polnische Grenze waren geprägt von einem klischeehaften Durchatmen, wenn sich plötzlich die Weite vor einem auftat. Wir haben einsame Seen entdeckt und verfallene Gutshäuser. Ich verlor die Angst vorm Schwimmen ohne Bodenblick und lernte was über Giersch und Gundermann. Aus den Wochenenden wurden Wochen und eines Tages kündigte ich die überbezahlte Prenzlauer Berger Wohnung, sortierte im Zuge des Marie Kondo-Booms eine Menge Nippes aus und zog aufs Land. Meine Mitbewohnerin verharnte nur eine Woche in Schockstarre, dann zog sie einfach mit. Mittlerweile haben wir eine Katze, einen Hund, einen Garten und jede Menge neuen Nippes. Und natürlich Gartengeräte.

Zwiebel bleibt Zwiebel

Nach dem ersten Sommer mit gefühlt 730 Gießesätzen, sandigem, hartem Boden, Sonnenbrand im Nacken und immer dem falschen Gartengerät wurde mir klar: Ich bin überhaupt keine Gärtnerin und auch nur bedingt eine Naturfanatikerin. Klar, ich liege gerne draußen auf der Wiese, laufe auch mal beschwingt durch den Wald, aber ich muss weder ständig im Beet buddeln noch dauernd Wildkräuter sammeln. Der Bau der Hochbeete hatte noch Spaß gemacht, aber mir war ganz ehrlich nicht klar, dass aus Zwiebeln Zwiebeln werden und aus einem vorgezogenen Fenchel ein Fenchel. Ich wusste auch nicht, dass alles schneller wächst als meine Erdbee-

Glücklich in Brandenburg: unsere Autorin Nadine Binias

ren und dass mir Rote Bete in Wahrheit doch nicht so gut schmeckt. Ich beschloss, mich im nächsten Jahr ausschließlich mit Blumensamen zu beschäftigen und ihnen selbst zu überlassen, ob sie wachsen wollen oder nicht.

Zucchini und Kürbis wachsen sowieso von allein und werden im Spätsommer von der praktischen Nahrung zur Plage, die einem in jeglicher Form und Konsistenz nur noch zum Hals raushängt. Bleibt also Lesen im Garten unter dem Obstbaum und mit dem Surren von Bienen in der Luft. Wenige Bienen. Viele Zecken. Mittlerweile hole ich die schrecklichen Tierchen aus mir, der Katze und dem Hund nonchalant mit zwei Fingern raus. Ohne Drehen. Auch das wäre früher undenkbar gewesen. Die Geschichten über Fliegen lasse ich weg. Es wären einfach zu viele.

Sind wir nicht alle ein bisschen Kleinstadt?

Wie die Protagonistin Dora in Juli Zehs Roman „Über Menschen“ frage auch ich mich manchmal: „Warum bin ich hier? oder: „Sollte ich woanders hin?“ Und dann mache ich das, was mir gut tut. Ich fahre raus aus dem ruhigen, naturverbundenen Dorf in die Stadt. Aber nein, nicht nach Berlin. Ich fahre nach Angermünde, die nächstgrößere kleine Stadt, mein Tor zur Uckermark. Dorthin, wo es Rossmann gibt, den Baumarkt, die Gärtnerei, einen Bioladen, den Schuster, den Fleischer, den Schreibwarenladen mit Post und das Tabakgeschäft. Vieles gibt es nur einmal. Warum auch öfter? Das ist es, was mich angezogen hat. Überschaubare Strukturen. In einer Welt der absoluten Überinformation, in der ich ständig gefordert bis überlastet bin, erzeugt ein solcher Ort in mir Ruhe und Zuversicht. Ich liebe das „Man kennt sich“-Gefühl. Die Bistro-Besitzerin weiß, dass ich Yoga unterrichte und die Rossmann-Verkäuferin kennt meinen Hund. Der örtliche Laden für Handwerkskunst und Design freut sich über mein neues Vernetzungsprojekt für Selbstständige, und die Besitzerin des Blumenladens gibt mir geduldig Tipps für all meine todgeweihten Grünpflanzen. Ich schreibe für die Lokalzeitung und arbeite für die Stadt Angermünde als Konzeptionerin.

So angekommen habe ich mich im ganzen Leben noch nicht gefühlt. Ich bin erwünscht, man freut sich über mich, ich darf mitmachen und kreativ werden. Engagement erwünscht, Experimente nicht ausgeschlossen. Das erinnert mich an meine erste Zeit in Berlin, als die Mieten noch manchmal drei Ziffern hatten. Hier gewinnt aber nicht, wer hip ist, sondern wer zugänglich ist und auch an andere denkt. Das liegt mir. Ich bin eben ein braves Kleinstadtmädchen.

»Das ist es, was mich angezogen hat. Überschaubare Strukturen. In einer Welt der absoluten Überinformation erzeugt ein solcher Ort in mir Ruhe und Zuversicht«



Eine Frage der Perspektive

Seit ich in Brandenburg lebe, treffe ich fast ausschließlich Menschen, die offen, freundlich und hilfsbereit sind. Dafür bin ich dankbar, denn diese Erfahrung haben meine Eltern als Zuzügler nicht immer gemacht. Der „Nei'gtschmeckte“ oder die schwäbische Landpomeranze; je nach geografischer Lage litten mein Vater oder meine Mutter auf ihre Art unter Vorurteilen und einer gewissen Ablehnung. Und damit wären wir bei der dunklen Seite des ländlichen Raums. Ja, es gibt sie, die hohen AfD-Quoten, die Menschen mit symbolischen Ringen an

den Händen, mit Tattoos, die man lieber nicht gesehen hätte oder mit Facebook-Accounts, die blockiert gehören. Es gibt Menschen mit zu wenig Gehalt und zu viel harter Arbeit, zu wenige Lehrer und Lehrerinnen, viele ältere und viele einsame Menschen. Sehr viele Unsichtbare. Es gibt Frust und es gibt Ängste. Jetzt noch mehr als sonst. Aber hier vielleicht nicht mehr als anderswo. Ich wurde schon als zugezogene Sozialistin beschimpft, meine Freundin verächtlich „du Hippie“ genannt. Sie hat die Schultern gezuckt, ich geheult. Mein Motzer war ein Enteignungsstraumatisierter und ihr Motzer war zehn Jahre alt.

Warum wer wann gegen jemanden etwas hat, das lässt sich nicht mehr so leicht verstehen. Was aber fast immer zu mehr Verständnis führt, ist Reden. Fragen stellen, zuhören, sich selbst vorstellen und ein bisschen was erzählen. Städtische Arroganz und Überlegenheitsgefühle, weil man glaubt, die richtige Meinung zu haben, kann man zuhause lassen. „Richtig“ ist eine Frage der Perspektive und es gibt keine eindeutigen Wahrheiten. Nun habe ich selbst das Minenfeld einer eigenen Meinung betreten, wo jeder zu lange gehaltene Standpunkt einen Shitstorm auslösen kann. Aus welcher Richtung der kommt, von links, rechts, oben oder unten, ist heutzutage immer eine Überraschung.

Meine Eltern haben mir beigebracht, dass alle Menschen das Recht auf höflichen Umgang haben, dass man jedem bis zum Ende zuhört und dass ich erst denken, dann sprechen sollte. Dann aber gerne laut und selbstbewusst. Das ist gutes Handwerkzeug für Menschen, die oft umziehen und sich mit Neuem oder Anderem auseinandersetzen müssen. Sie haben mir aber auch die Sehnsucht nach einem echten Zuhause hinterlassen. Und das scheine ich, die Inlands-Nomadin und das Klischee einer schwäbischen Yogalehrerin aus Berlin, nun im nordöstlichen Brandenburg gefunden zu haben.

Ich bin gespannt, ob ich Wurzeln schlage. Der Dorfverein hat mich jedenfalls bereits mit offenen Armen empfangen und sendet mir demnächst den Mäh- und Putzplan zu. Kehrwoche auf Brandenburgisch.



Foto: Sven A. Hagopian

Roadtrip mit Aussicht:
Schäffchenzählen in
Brandenburg